



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Heinrich Abeken : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In dieser Auffassung fand er sich mit Möhler zusammen, mit dem er im lebhaftesten Gedankenaustausch stand, dessen Berufung nach München er betrieb, und dem er sogar sein Fach, die Kirchengeschichte, abtrat; er selbst las bis zu Möhlers Tode Dogmatik. In der Gos mahnt er die Katholiken, das Nötige zu thun ohne den Beistand der Jesuiten, und spricht dabei eine schwere Beschuldigung gegen seine Regierung aus. In dem Lande, worin er dies schreibe — der Artikel ist anonym erschienen —, hätten die Machthaber jeden Kunstgriff angewandt, um die durch göttliche Anordnung geknüpften Bande zwischen dem Klerus und seinem Oberhaupte, dem Papste, zu lösen. Sie hätten Mißtrauen, Anarchie und Zerrüttung ausgesät, die Saat sei aufgegangen, infolgedessen sei eine Masse von Unwürdigen in den Klerus eingedrungen. Diesen Unwürdigen sei die Anarchie gerade recht, und sie möchten sie aufrecht erhalten, um ihrer kirchlichen Obrigkeit trogen und die Kirchenämter, die sie schändeten, behaupten zu können. Da sei es denn sehr verzeihlich und erklärlich, „wenn die Bessergesinnten bei dem Anblicke dieser zuchtlosen, trägen, verweltlichten, geistlosen Baalsdiener sich sehnsuchtsvoll nach einer bessern und edlern Priesterklasse“ umsähen. Er erteilt deshalb den Regierungen den „gutmeynten Rat,“ sie möchten endlich einmal dem System des Mißtrauens gegen die Kirche, das für sie selber wie für die Religion gleich erniedrigend sei, entsagen und der Kirche die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und freie Bewegung, die ihr von Gott und Rechts wegen gebühre, unverkümmert gewähren.

(Schluß folgt)



Heinrich Ubeken

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Ubeken wußte recht wohl, daß König Wilhelm dieser Geist nicht war, aber er fand die großen Eigenschaften des neuen Herrn sehr bald mit sicherem Blicke heraus. „Ein reiner, redlicher Wille, eine Treue gegen andre und gegen sich selbst und ein einfacher, schlichter Menschenverstand sind auch in schweren Zeiten gute Führer,“ schrieb er am 24. Januar 1861, und am 31. August desselben Jahres: „Einen redlichern, treuern Mann werden Preußen und Deutschland nicht finden.“ „Vertrauen und Zuversicht flößt sein ganzes Wesen ein,“ „Dabei hat der König eine wunderbare, nur durch die Verbindung langer

Gewohnheit mit dem klarsten, gesunden Verstande erklärliche Sicherheit im Auffassen des punctum saliens in jeder Sache," dazu eine „natürliche Güte und Liebenswürdigkeit, daß man sich ihm gegenüber ganz frei fühlt.“ Auch die Königin Augusta beurteilt er gerechter und unbefangener, als es von den meisten Seiten damals und später geschehen ist, weil er oft zu der „Theebüchse“ gehörte,^{*)} zu dem kleinen, intimen Kreise, mit dem beide Majestäten in einer „engen Stube“ den abendlichen Thee einzunehmen pflegten. Er fand sie „intelligent und geistig angeregt“ und nannte sie später (1864) „eine edle, vielfach verkannte Frau, von großem Verstande und einer sehr ernstern Gesinnung, welche die realen Verhältnisse versteht und sich ernstlich und eingehend mit den Dingen beschäftigt.“ Er fällt also dasselbe Urteil, das Leopold von Gerlach schon über die Prinzessin Augusta einmal ausgesprochen hat: „Was für eine merkwürdige Frau! Alles treibt sie mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft.“ Damals (1858 bis 1862) stand ihr Einfluß auf seiner Höhe, denn die meisten Minister der „neuen Ara“ waren „ihre persönlichen Freunde.“

Doch diese „sehr wohlmeinenden, aber wenig thatkräftigen und von Doktrinen beherrschten Minister,“ wie sie Abeken später (1864) charakterisierte, verschuldeten den „Konflikt“ und waren doch weder diesem gewachsen noch der österreichisch-mittelstaatlichen Koalition am Bundestage. Dem Standpunkte des Abgeordnetenhauses gegenüber verhielt sich Abeken natürlich durchaus ablehnend. Er fand, das „reale Recht“ stehe auf seiten des Königs, und die Regierung müsse doch eben fortregieren. Aber er fand schon im Februar 1862 die innern Zustände unerfreulich: „Oben der beste Wille und gesunder Verstand, aber welche Einflüsse! Schwankende Minister, ein Herrenhaus, das sich von Parteiinteressen leiten läßt, eine Zweite Kammer, die kein moralisches und kein geistiges Gewicht hat — ein Volk, ehrlich, treu, klug, aber ohne politische Bildung und ohne politische Führer,“ und schmerzlich fragt er: „Wo ist ein genialer Staatsmann jetzt in Preußen?“

Am 24. September 1862 trat dieser Staatsmann ins Amt und wurde Abekens unmittelbarer Vorgesetzter für ein Jahrzehnt, das größte im Leben beider. Sehr schnell begriff Abeken Bismarcks Bedeutung, obwohl ihm der Minister „fremder“ war. Schon am 23. Oktober schrieb er: „Es sind keine bedeutenden Männer unter den Ministern, mein Chef, Herr von Bismarck, ausgenommen“; und diese Erkenntnis wuchs. „Wie mein Chef die ungeheure Last der Geschäfte — und der Verantwortlichkeit erträgt, das ist mir fast unbegreiflich. Er ist eine eiserne Natur, körperlich und geistig zum Herrschen geboren,“ sagt er am 29. Februar 1864, und am 26. Juni: „er handelt mit

^{*)} Wohl nur ein anderer Ausdruck für Bismarcks „Bonbonnière,“ Busch, Tagebuchblätter II, 421 f.

einer Energie und Unermüdblichkeit, als hinge immer alles von ihm allein ab.“ Das Verhältnis zu seinem „Chef,“ der ihm von Anfang an freundlich und wohlwollend begegnete, war trotz ihrer großen Verschiedenheit doch vortrefflich, weil Abeken seine Politik als „eine echt preußische (und dadurch auch eine echt deutsche)“ erkannte und sie „mit voller Überzeugung“ innerlich billigte. Trotzdem ließ er sich sein freies Urteil nicht beschränken und war z. B. mit der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 nicht einverstanden, denn „die administrative Willkür widerstrebt mir.“

So ging er zuversichtlich und mit voller Anspannung seiner Kräfte, die Bismarck nicht schonte, in den Kampf. Er stimmte der ablehnenden Haltung des Königs dem Frankfurter Fürstentage 1863 gegenüber lebhaft zu, denn „wo nichts zu stande kommen kann, da bleibt man besser weg“; er verfolgte mit warmer Sympathie den Kampf um Schleswig-Holstein, schilderte anschaulich den Eindruck des Düppelsturms in Berlin, ärgerte sich über die „Gemeinheit“ der Engländer beim Eintreffen der dänischen „Siegesnachricht“ über das Seegefecht bei Helgoland (9. Mai 1864) und schrieb am 10. Juni, auf den Wiederausbruch des Krieges gefaßt: „einen schlechten Frieden lassen wir uns nicht gefallen.“ Damit verband sich bei ihm die Hoffnung auf ein dauerndes Verhältnis zu Österreich und auf „eine friedliche Ausgleichung innerhalb Deutschlands“; von den großen Plänen seines Ministers ahnte er also nichts, obwohl er von einem neuen, doch lebensunfähigen Kleinstaat an der untern Elbe so wenig etwas wissen wollte wie dieser (1865; das Datum: 14. Oktober scheint irrtümlich). Denn ein Krieg war ihm schrecklich und „ein Krieg mit Österreich doppelt schmerzlich“ (16. August 1865); soweit wirkten die Traditionen Friedrich Wilhelms IV. doch bei ihm nach. Er begrüßte deshalb die Konvention von Gastein am 14. August 1865, an der er an Ort und Stelle eifrig mitgearbeitet hatte, mit besondrer Freude und glaubte mit ihr „die Aussicht auf eine zukünftige, friedlich sich entwickelnde Lösung“ eröffnet, er dachte also an einen friedlichen Dualismus der beiden Großmächte auf Grund der Gleichberechtigung beider. In seinem „Metier“ fühlte er sich durchaus wohl, und sein noch jugendlich elastisches Empfinden war noch stark genug, daß er nach langer dreißigjähriger Witwerschaft am 17. Mai 1866 mit Hedwig von Olfers eine zweite Ehe schloß, die ihn tief beglückte und ihm auch die Trauer über den Tod seines greisen Onkels Rudolf Abeken (24. Februar) überwinden half.

So brach der Krieg von 1866 über ihn herein, ohne daß er an den Vorbereitungen dazu einen recht innerlichen Anteil genommen hätte, aber er riß ihn stärker in seine Wirbel hinein, als er jemals erwartet hatte. Im Gefolge des Königs reiste er am 30. Juni nach dem böhmischen Kriegsschauplatz ab und traf schon am 2. Juli in demselben Gitschin, „mitten in Feindesland,“ ein, das erst am Tage vor der Abreise in die Hände der Preußen gefallen war. Zum erstenmale sah er ein Schlachtfeld; „ich hatte nicht geahnt, daß

ich je den Krieg so in der Nähe sehen würde.“ Schon um Mitternacht desselben Tages wurde er geweckt, denn der König begab sich mit seiner militärischen Suite und Bismarck hinaus auf den Kampfplatz der Entscheidungsschlacht, Abeken aber mußte zurückbleiben, was ihm „schrecklich leid that,“ und saß noch am Nachmittage des 3. Juli in Gitschin „in peinlicher schmerzlicher Erwartung der Nachrichten.“ Erst abends 8 Uhr meldete ihm eine Depesche Bismarcks den Sieg bei Königgrätz, und noch in der Nacht brach das Hauptquartier mit Abeken nach Horschitz (er schreibt falsch Horč, tschechisch Hořic) auf, wo er am Morgen den König, den Minister und die Offiziere des Stabes „halbtot vor Aufregung“ schon vorfand. Erst am Morgen des 6. Juli ging das Hauptquartier weiter nach Pardubitz. Abeken mit Bismarck im Wagen, über das Schlachtfeld des 3. Juli hinweg, an marschierenden, dem König zujubelnden Heersäulen vorüber, durch anmutige, fruchtbare Gegenden unter der hellen Sommer Sonne, „ein wunderbar gemischtes Bild!“ Er teilte aus vollem Herzen die Siegesfreude, er war entrüstet über die Anrufung der französischen Vermittlung durch Österreich („für so schlecht, undeutsch, unritterlich hatte ich doch Österreich nicht gehalten!“) und war stolz auf die musterhafte preußische Mannszucht, die in dem von Hunderttausenden durchzogenen Feindeslande kaum Spuren des Kriegs zurückließ. Die diplomatische Arbeit schwoh wieder an, als Benedetti am 12. Juli das Hauptquartier in Zwittau erreichte, aber den Vormarsch hielt er nicht auf; erst in Nikolsburg nahm dieser am 18. Juli für den König und seine Umgebung ein Ende, und hier fielen die großen politischen Entscheidungen. Mit ihnen wuchs Abekens Bewunderung für Bismarck. „Ich habe kaum je einen Menschen gekannt, der soviel Elastizität des Gedankens mit soviel eiserner Kraft des Willens vereinigte,“ so schrieb er am 16. Juli an seine Frau. Von den Verhandlungen selbst und von den harten Kämpfen zwischen dem König und Bismarck berichtet er allerdings fast gar nichts, vielleicht nur aus Zurückhaltung, vielleicht auch, weil er nichts Genaueres erfuhr. „Der König ist sehr bewegt über die Entschlüsse, die zu fassen sein werden,“ schrieb er am 20. Juli. „Gott wird ihn leiten; ich habe gutes Vertrauen. Mäßigung im Siege ist noch größer als der Sieg selbst.“ Es ist bezeichnend für die tiefe Herzensgüte des Monarchen, daß es ihn in „peinliche Verlegenheit setzte, jetzt als Sieger den Grafen Karolvi zu empfangen, den er so oft in Berlin unter andern Verhältnissen gesehn,“ und nicht minder, daß er nach leidenschaftlichem Kampfe, als er am Abend des 22. Juli Bismarck empfing, nach einem Rückblick auf seine ganze Vergangenheit von dem späten „Abendrot“ sprach, das seinem Alter noch zu teil geworden sei, und den Minister unter Thränen umarmte. Die Friedenspräliminarien wurden dann am 26. Juli abgeschlossen, „mit einer Mäßigung, die meine Ver-nunft bewundern muß, während sie meinem Gefühle fast widerstrebt,“ schreibt Abeken unmittelbar nachher; er hätte dem Heere den Einzug in Wien gegönnt.

Andererseits that es seinem Gefühle weh, Österreich aus Deutschland scheiden zu sehen, aber man „muß keine Gefühlspolitik treiben.“ So verließ er am 2. August Nikolsburg und kehrte nach Berlin zurück. Mit der Forderung der Sündenmität in der Thronrede vom 5. August, die „der König und der Minister fast allein gemacht“ hatten, „indem sie einen dünnen und trocknen Entwurf, der aus Berlin gekommen war,*) lebendig umarbeiteten,“ beendete König Wilhelm den Konflikt, sehr zu Abekens Zufriedenheit, der an demselben Tage schrieb: „man hätte das längst thun sollen, und der König und Bismarck wenigstens hätten es auch einer andern Kammer gegenüber längst gethan.“ Ebenso befriedigte es Abeken, daß der Kronprinz durch die Erfahrungen des Feldzugs „Bismarck näher gekommen und wenigstens in der äußern und der deutschen Politik sehr einig mit ihm geworden ist.“ Über die den süddeutschen Staaten gewährten Bedingungen bemerkte er, sie wären „viel zu gut, wenn wir nicht neben der Gegenwart auch die Zukunft ins Auge fassen müßten.“ In dieser Zukunft aber sah er den Zusammenstoß mit Frankreich unabwendbar heraufziehen, nachdem Napoleon III. das Mögliche gethan habe, die Früchte des Sieges zu verkümmern.**)

Diese Empfindung verstärkte sich in den nächsten Jahren. Am 27. Juli 1867 schrieb Abeken: „Das Gefühl, daß es ohne Krieg mit Frankreich nicht abgeht, wenn die Welt in Ruhe kommen soll, wird immer allgemeiner, obwohl alle einig sind, daß weder Louis Napoleon noch das französische Volk den Krieg will. Aber die Elemente, die an die Oberfläche kommen und dort treiben und drängen, sind weder das Volk noch hängen sie von dem Willen des Kaisers ab,***) und so fürchte ich, we drift into a war.“ Wohl hoffte er, das tragische Ende Maximilians von Mexiko (19. Juni 1867) würde Österreich abhalten, sich Frankreich zu nähern, aber die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Salzburg (18. bis 23. August 1867) zeigte, daß dies eine Täuschung sei. Doch sah er die nächste Kriegsgefahr nicht hier, sondern in dem Konflikte zwischen Italien und Frankreich über Rom. Daher waren ihm die spanischen Wirren, die im September 1868 zu der Vertreibung der Königin Isabella führten, ganz willkommen, weil er meinte, „mit dieser spanischen Fliege im Nacken“ könne Napoleon an keinen Krieg mit Deutschland denken. Eine kurze Bemerkung der Herausgeberin (S. 367) deutet an, daß man, wie selbstverständlich, in Berlin von den französisch-österreichisch-italienischen Bündnisverhandlungen einige Kunde hatte; von Abeken selbst erfahren wir darüber leider nichts.†)

*) aus Twestens Feder, der damals im Ministerium beschäftigt wurde.

**) So sprach er sich am 6. September 1866 auch gegen Th. von Bernhardi aus, übereinstimmend mit Reubell und Noon. Aus dem Leben Th. von Bernhardis VII, 278. 284. 294.

***) Er meint natürlich die Ultramontanen.

†) Von der Absicht eines solchen Bündnisses sprachen Th. von Bernhardi und Reubell schon am 6. September 1866 und am 14. Februar 1867 als von einer ausgemachten Sache. Bernhardi a. a. O. VII, 285. 329 f.

Daß er tief eingeweiht war, versteht sich von selbst; er hatte in diesen Jahren besonders die Angelegenheit der Welfenlegion, die luxemburgische Sache, die Vorbereitungen zum vatikanischen Konzil und die spanische Thronkandidatur zu bearbeiten. Sedenfalls sah er einem Konflikte sehr ruhig entgegen, denn er hatte die wachsende Konsolidation Norddeutschlands vor Augen, die er auf seinen Reisen im Gefolge des Königs beobachten konnte. Mit ihm war er 1867 in den neuerworbenen Westprovinzen, wobei er am 3. Oktober die Huldigung des ersten norddeutschen Reichstags auf der Burg Hohenzollern mit erlebte, 1868 in Schleswig-Holstein. Auch in den Geschäften spürte er das Aufsteigen der gesamtdeutschen Interessen: „Die preußische Politik ruht, der Norddeutsche Bund absorbiert alles,“ schrieb er schon am 27. September 1867. Seine amtliche und persönliche Stellung war sehr bedeutsam geworden; seit dem 14. August 1866 Wirklicher Geheimer Legationsrat hatte er den unmittelbaren Vortrag beim König, der ihm immer mit gütigem Wohlwollen begegnete, und selbst der Kronprinz sagte ihm einmal lachend, er sei jetzt seine Autorität in politischen Dingen.*)

So war Abeken auch allein beim König in Ems, während Bismarck in Barzin Karlsbader trank, als im Juli 1870 die französische Kriegsgefahr urplötzlich heraufstieg. Bald war er mit Arbeiten so überhäuft, daß er vom 6. Juli ab nicht einmal mehr zu seinem Tagebuche kam, geschweige denn zu Briefen;***) namentlich nach Benedettis Ankunft am 8. Juli wollte das Konzipieren, Schiffrieren und Dechiffrieren kein Ende nehmen. Trotzdem blieb der König bei guter Laune; als ihm Abeken einmal vortragen mußte, Bismarck habe sich beklagt, daß man von Ems aus so viel Tinte in seinen Karlsbader Brunnen giesse, bemerkte er lächelnd: „Ja so sind die Herren, und was uns hier in unsern Emser gegossen wird, das kümmert niemand.“ Abekens Urteil über die ganze Frage stand von Anfang an fest und stimmte mit dem Bismarcks völlig überein. Gleich in den ersten Tagen sagte er: „Es thut mir ordentlich leid, daß unter diesen Umständen der Erbprinz von Hohenzollern von selbst zurücktreten wird. Der einzige Ausweg, den wir dann haben, ist, uns ihnen (den Franzosen) zum Trotz mit Süddeutschland zu einigen, sonst ist unsre Ehre besleckt.“ So war er „in schweren Sorgen,“ als am 12. Juli die Depesche von dem Verzicht des Prinzen Leopold eintraf; als aber Werther aus Paris telegraphierte, Gramont verlange vom König einen Entschuldigungsbrief und für die Zukunft weitere Garantien, sagte er: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß der arme Werther ein solches Ende nehmen würde. Diese Depesche kann

*) Schon im Mai 1866 sagte Bernhadi zu Usedom in Florenz, „daß alle wichtigen Dinge durch Reubell und Abeken gehn.“ Aus dem Leben Th. v. B. VII, 7. Vergl. auch S. 339, 346.

**) Dafür war seine Frau als aufmerksame und teilnehmende Zeugin bei ihm. Das schöne Kapitel „Krieg mit Frankreich“ stammt in seiner ersten Hälfte ganz aus ihrer feinen Feder.

ich dem König gar nicht vortragen“ und ging sofort zu dem soeben eingetroffenen Grafen Eulenburg, dann mit diesem zum König. Als er diesem meldete, er habe eine Depesche von Werther, sie sei aber nicht geeignet, dem König von Preußen vorgetragen zu werden, bemerkte dieser ruhig: „Nun, dann nehmen Sie an, wir seien für einige Zeit Privatleute,“ und ließ sie sich vorlesen. So fiel die Entscheidung am 13. Juli. In Abekens Hand zuerst kam morgens auf der Brunnenpromenade das Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit der Pariser Nachricht vom Rücktritte Leopolds; er gab es dem Flügeladjutanten Prinz Anton Radziwill, um es Benedetti mitzuteilen, worauf dieser den Anlaß benutzte, „um Se. Majestät den König anzureden und ihm die unverschämten Vorschläge wegen einer Garantie zu machen“; dann gab der König am vierzehnten das Blatt Abeken, der es mit seinen handschriftlichen Bemerkungen aufbewahrt hat. Nachmittags 3 Uhr 50 Minuten endlich richtete er auf Befehl des Königs an Graf Bismarck die berühmte Emser Depesche, die dieser dann zu der wirksamen Fanfarenform zusammenstrich. Trotzdem glaubte man in der Umgebung des Königs noch nicht so dicht vor dem Kriege zu stehen. Da befahl der Monarch am Vormittag des 14. Juli, nach dem Eingange der Bismarckschen Depesche, die Abreise für den 15. Juli. Die Fahrt glich einem Triumphzuge, Abeken aber saß schon von Limburg ab im Salonwagen des Königs, um die an jeder Station ein- und ausgehenden Depeschen zu bewältigen. Es bezeichnet die fürsorgliche Güte des Königs, auch in Kleinigkeiten, daß er selbst beim Frühstück für Abeken und seine beiden Hofräte Butterbrote auf die Gabel spießte und sie ihnen hinüberreichen ließ. Bei der Ankunft in Berlin dankte er Abeken mit herzlichen Worten für treue Dienste in schwerer Zeit und drückte ihm eine Ordensdekoration in die Hand.

Vierzehn Tage später, am 30. Juli, reiste Abeken im Gefolge des Königs und Bismarcks nach Mainz auf den Kriegsschauplatz ab. In dieser nunmehr doppelt wichtigen Stellung hat er den ganzen Krieg mitgemacht und darüber fast Tag für Tag an seine Frau in einer Fülle der anziehendsten Briefe berichtet, die allerdings über politische Dinge offenbar viel weniger sagen, als er wußte. Sie bilden die interessanteste Parallele zu den Tagebuchblättern von M. Busch, der sich fast täglich mit ihm berührte; aber wenn Abekens Briefe auch geistvoll, fein und vornehm sind, so berichtet Busch meist weit eingehender und drastischer.

Von den großen Schlachten hat Abeken, obwohl trotz seiner 61 Jahre ein rüstiger Reiter, weniger gesehen als Busch. Am 15. August sah er vor Metz nur die Staubwolken der abziehenden französischen Armee, am 17. das schreckliche Schlachtfeld von Mars-la-Tour; am 18. war er in Pont-à-Mousson zurückgeblieben. Erst die Schlacht von Beaumont am 30. August konnte er wenigstens aus der Entfernung beobachten, „ein ernstes großartiges Schauspiel.“ Dagegen hatte er am 1. September in Vendresse, mehrere Meilen vom Schlacht-

felde entfernt, mit Arbeiten zu thun und hörte nur am Nachmittage das ferne Feuern der Infanterie von Sedan her. Dafür war er am Morgen des 2. September bei der ersten Zusammenkunft Bismarcks mit Napoleon zugegen und sah dann diesen im Schloßchen Bellevue mit König Wilhelm zusammentreffen, machte auch am Nachmittage den Königsritt um Sedan mit, der erst in dunkler Regennacht endete. Für Land und Leute hatte der Vielgereiste auch jetzt ein offnes Auge; er freute sich, die ehrwürdige Kathedrale von Rheims zu sehen, und ließ sich von solchen Eindrücken oft tiefer ergreifen als andre, weil er alles in einem großen historischen Zusammenhange sah, wo andre nur an die unmittelbare Gegenwart dachten.

In Versailles, wo er mit Bismarck in demselben Hause in der Rue de Provence wohnte, kam eine ruhigere, obwohl sehr arbeitsvolle Zeit. Auch hier hatte er den unmittelbaren Vortrag beim König, zu dessen gesellschaftlicher Umgebung er besonders an den Theeabenden auch hier gehörte, und er wurde namentlich in Zeiten, wo Bismarck mit seinem Herrn nicht recht zusammenstimmt oder nervös-reizbar war — und beides kam häufig vor —, an seiner Stelle zum König geschickt, denn „nichts greift ihn so sehr an, als wenn er dem Könige Vortrag halten muß über Sachen, die dem letztern nicht ganz angenehm sind. Der König giebt zwar immer zuletzt nach, aber in der Überwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers.“ So spielte Abeken oft genug geradezu die Rolle des Vermittlers. Einmal, am 10. Dezember, war er in derselben Sache dreimal bei dem Monarchen, wurde beim zweiten male „in größter Ungnade hinausgeworfen“ und ging das dritte mal „mit Zittern und Zagen.“ „Niemals bis jetzt,“ so schließt er, „habe ich den König in solcher Aufregung, ja solchem Zorn gesehen und dabei doch jedem Argument und jeder Remonstrations zugänglich.“ Ja er war zuletzt „von einer rührenden Güte und Freundlichkeit,“ und bewundernd preist Abeken an einer andern Stelle seine vornehme, echt königliche Ruhe. Gerade diese vermißte er bei Bismarck; „eine große Natur ist er, so charakterisiert er ihn einmal sehr fein, aber doch keine königliche.“ Es war auch für Abeken oft schwer, mit ihm auszukommen, und doch überwand er immer wieder mit der ruhigen, milden Nachsicht des weltkundigen Theologen gegen andre seine eigne Verstimmung und wurde in der Ehrfurcht vor dem großen Genius niemals irre. „Wir sind manchmal recht um ihn besorgt, schreibt er am 20. Oktober. Es ist kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt.“ Aber „alles persönlich Unbequeme vergißt und verzeiht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigen.“ „Wenn man denkt, was alles auf seinen Schultern liegt, und was er alles leistet, so darf man gar kein Wort mehr sagen; ja man macht sich dann jeden unfreundlichen Gedanken zum Vorwurf.“ Diese besonnen abwägende Gerechtigkeit und die theologische Gewöhnung, die irdischen Ereignisse als gott-

gewollte aufzufassen, hielten Abeken auch ab, in den damals schwebenden Fragen, die andre, vor allem Bismarck selbst, aufs tiefste erregten, leidenschaftlich Partei zu ergreifen oder sich schärfer über sie zu äußern. Nur in sehr gedämpften Tönen giebt er einmal seinem Animate über die Verzögerung der Beschließung von Paris Ausdruck („Was die Beschließung verhindert, darüber wäre viel zu sagen, aber nicht zu schreiben. Neben den militärischen Gründen mögen noch andre mitwirken, die wir aber beide jetzt besser unberührt lassen,“ 7. Dezember), und wenn er einmal bei Tafel, als die Reichstagsdeputation bevorstand, ärgerlich ausrief: „Daß der Reichstag uns dreißig Kerle herschicken will, ist doch schrecklich“ (Busch, Tagebuchblätter I, 501), so war das ein nicht ganz zeitgemäßer Nachklang der Stimmung, die ihm die Kaiserdeputation von 1849 erregt hatte, und des Grobsten aus der Zeit des Konflikts. Scharfe Urteile anderer, auch Bismarcks, zumal über fürstliche Herren waren ihm immer unbehaglich, ohne daß er gerade den Versuch gemacht hätte, sie entschieden zurückzuweisen (vgl. z. B. Busch I, 473). Mit seinem sozusagen „irenischen“ Wesen stand er unter den Mitgliedern des Auswärtigen Amtes, die Bismarck in Versailles alltäglich an seiner gastfreien Tafel versammelte, ziemlich isoliert und wohl nur dem Legationsrat R. von Reudell, dem spätern Botschafter in Rom und Konstantinopel, näher. Die Herren fanden es komisch, wenn Abeken einmal voll Pathos „Wanderers Sturmlied,“ sein „Leiblied,“ deklamierte oder durch häufige Zitate aus den ihm so geläufigen Klassikern zeigte, daß er sich von der Gegenwart nicht so ganz hinnehmen ließ wie die andern, und sie spöttelten über seine kleinen Eitelkeiten, von denen er nicht ganz frei war, oder über sein unbegrenztes Interesse für alles, was mit dem Hofe zusammenhing. Auch Bismarck beteiligte sich gelegentlich an einer solchen Neckerei seines Geheimrats, dessen Arbeitskraft und Gewandtheit er im übrigen sehr zu schätzen wußte. Aus dem Nachhall solcher Urteile und Stimmungen ist auch die Charakteristik hervorgegangen, die M. Busch von ihm in den Tagebuchblättern II, 200 ff. entwirft, und die ihm nicht gerecht wird, weil sie den Kern seines Wesens nicht ergreift hat.

Und doch stand Abeken den großen Ereignissen, an denen er mitwirkte, keineswegs ohne innere Teilnahme gegenüber, im Gegenteil! Das lebhafteste Interesse nahm er an den zahlreichen, bedeutenden Persönlichkeiten, die während dieser fünf Wintermonate in Versailles beim Kanzler aus- und eingingen. Den Großherzog von Baden nennt er „einen der besten Menschen, die es giebt, und der sehr viel Gutes hier bewirkt hat.“ In dem päpstlichen Nuntius Chigi begrüßte er einen alten Bekannten aus Rom, Thiers erschien ihm als „ein feiner, kluger, echt französischer, ja altfranzösischer Kopf“; er empfand bei den Friedensverhandlungen menschliche Teilnahme mit ihm und Favre, „diesen beiden armen Leuten.“ „Aber, so schrieb er am einsamen Weihnachtsabend 1870 seiner Frau, es ist doch ein Glück, daß man mitarbeiten durfte an dieser großen Zeit.“ Er freute sich besonders herzlich über den Abschluß mit Bayern,

den Bismarck am späten Abend des 23. November seinen Leuten beim Thee bewegt mit den Worten mitteilte: „Die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch“; er schildert als einer der wenigen nichtmilitärischen Augenzeugen voll innerer Ergriffenheit die Kaiserproklamation am 18. Januar 1871, umso mehr, als gerade er sehr wohl wußte, wie schwer seinem geliebten König die Annahme des neuen Titels wurde, während der Kronprinz „voll Jubel war“ und ihm zurief: „Nun, soweit wären wir!“ Er hörte froh, wie Bismarck um die Mitternacht des 23. Januar zu „seinen Leuten“ ins Theezimmer tretend, ohne ein Wort zu sagen, das Halali pfiß, weil Favre das erstemal herausgekommen war, um zu verhandeln; er schreibt nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 1. März freudig: „Es ist ein Ungeheures, wie das deutsche Volk und die Weltgeschichte es lange nicht gekannt“; er sah an demselben Tage voll Stolz die Kaiserparade auf den Longchamps und konnte es sich nicht versagen, mit dem Stabe des sechsten Armeekorps nach Paris hineinzureiten. Um so lebhafter bedauerte er, daß die rasche Annahme der Friedenspräliminarien in Bordeaux einen Lieblingswunsch des Kaisers, an der Spitze seiner Garden in Paris einzuziehen, vereitelte, und er gab das Bismarck schuld, „der immer nur seinem eignen Kopfe folgt, alles allein macht, die Sache nie bespricht, keinen Menschen fragt und doch nicht immer alles bedenken kann,“ um sich dann doch über den Fehlschlag mit dem Gedanken zu trösten: „Wer weiß, wozu es gut ist! Es hätte doch etwas passieren können, und das hat der liebe Gott, der es so gewollt hat, vielleicht abwenden wollen.“ Er blieb noch in Versailles zurück, als das übrige mobilisierte Auswärtige Amt am 6. März die Heimreise antrat. Erst am 13. März reiste er im Gefolge des Kaisers ab und traf am 17. mit ihm in Berlin ein. Er hatte sich als „Feldkrieger“ sein Eisernes Kreuz, das ihm der König am Weihnachtsabend sandte, redlich verdient.

Schließlich ist auch er auf dem Felde der Ehre geblieben, wie ein Soldat, als der er sich gern fühlte. Schon in Ferrières hatte ihn am 27. September 1870 als Folge der ungeheuern Aufregungen und Anspannung ein leichter Schlaganfall getroffen, der sich zunächst als Schreibkrampf äußerte und ihn einige Zeit zwang, zu diktieren. Am 14. Mai 1872 frühmorgens, mitten im Beginne des „Kulturkampfes,“ der ihn aufs tiefste erregte, wiederholte sich der Anfall, und diesmal traf er das Herz. Noch zwang er sich dazu, eine wichtige Arbeit über den Streit zwischen Staat und Kirche, die ihm Fürst Bismarck mündlich aufgetragen hatte, zu vollenden, dann packte ihn das Siechtum unwiderstehlich. Nur sein Geist blieb klar und freute sich der zahllosen Zeichen der Teilnahme aus allen Kreisen, obwohl er niemand sehen durfte als seine Frau. Trotz mancher hoffnungsfrohen Augenblicke ahnte er, daß er in den Tod ging, und sah ihm ruhig entgegen. Eine Lungenentzündung, die zu Anfang Juli hinzutrat, machte am Morgen des 8. August 1872, kurz vor seinem 63. Geburtstag, seinem Leben ein Ende.

Einen seiner „bewährtesten Ratgeber“ nannte der Kaiser Abeken in dem herzlichen Telegramm, worin er noch an demselben Tage von Gastein aus der Witwe seinen „tiefen Schmerz“ über die Trauerbotschaft ausdrückte, und Fürst Bismarck gab am 23. Januar 1873 im Abgeordnetenhaus als einen der Gründe, die ihn bestimmten, die preussische Ministerpräsidentschaft niederzulegen, den nicht ersetzten Verlust Abekens an. Beide haben ihm damit ein schönes Denkmal gesetzt. Aber das schönste ist doch diese Biographie aus der Feder seiner Frau, gerade weil sie keine Biographie im vollsten Sinne des Begriffs ist, sondern ihn meist selbst zu Worte kommen läßt. So tritt uns der vielseitige, fein und tief gebildete, innerlich vornehme, aufrichtig religiöse Mensch, der bewegliche, jedem Eindruck empfängliche Geist, der lautere, milde, lebenswürdige Charakter, der gewissenhafte, unermüdblich thätige Beamte, der seinem Königshaus treu und freudig ergebene Diener in klaren Zügen entgegen und damit zugleich ein wichtiges Kapitel unsrer Kulturgeschichte. Aber er hat es auch verstanden, die wertvollsten Augenblicksbilder mit scharfem Blick und sicherer Feder festzuhalten und eine Reihe fein abgetönter Porträts zu geben, vor allem von Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I. und Bismarck. Wenn von dem großen Kanzler in diesen Kriegsmonaten Busch das weitaus umfassendere, lebendigere und farbenreichere Bild gezeichnet hat, so ist die wunderbare Persönlichkeit König Wilhelms in ihrer schlichten Menschlichkeit niemals so schön und ergreifend, so ohne jedes Pathos und ohne jede Schmeichelei, nur aus dem Herzen eines treuen Mannes heraus geschildert worden wie von Abeken. Beide haben hier, jeder in seiner Weise, mit den Augen der Liebe gesehen, und „der Mensch versteht nur, was er liebt.“ So nimmt das lebenswürdige Buch, obwohl es keinem der großen, bahnbrechenden Männer gewidmet ist, doch in der reichen Memoirenlitteratur unsrer Zeit eine der ersten Stellen ein.



Über griechische und römische Verfluchungstafeln

Von H. Blümner in Zürich

(Schluß)



iel geringer an Zahl als die griechischen sind die bisher bekannt gewordenen lateinischen Verfluchungstafeln. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten, doch rühren die ältesten der erhaltenen wohl erst aus dem Ende der Republik oder aus dem augusteischen Zeitalter her; von da ab reichen sie bis weit in die christliche Zeit hinein. Ihre Fundorte sind außer Rom, dem man die meisten verdankt,